Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 14 (1924)

Heft: 10

Artikel: Eine Fastnachterinnerung [Schluss]

Autor: Meyer, P.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635742

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

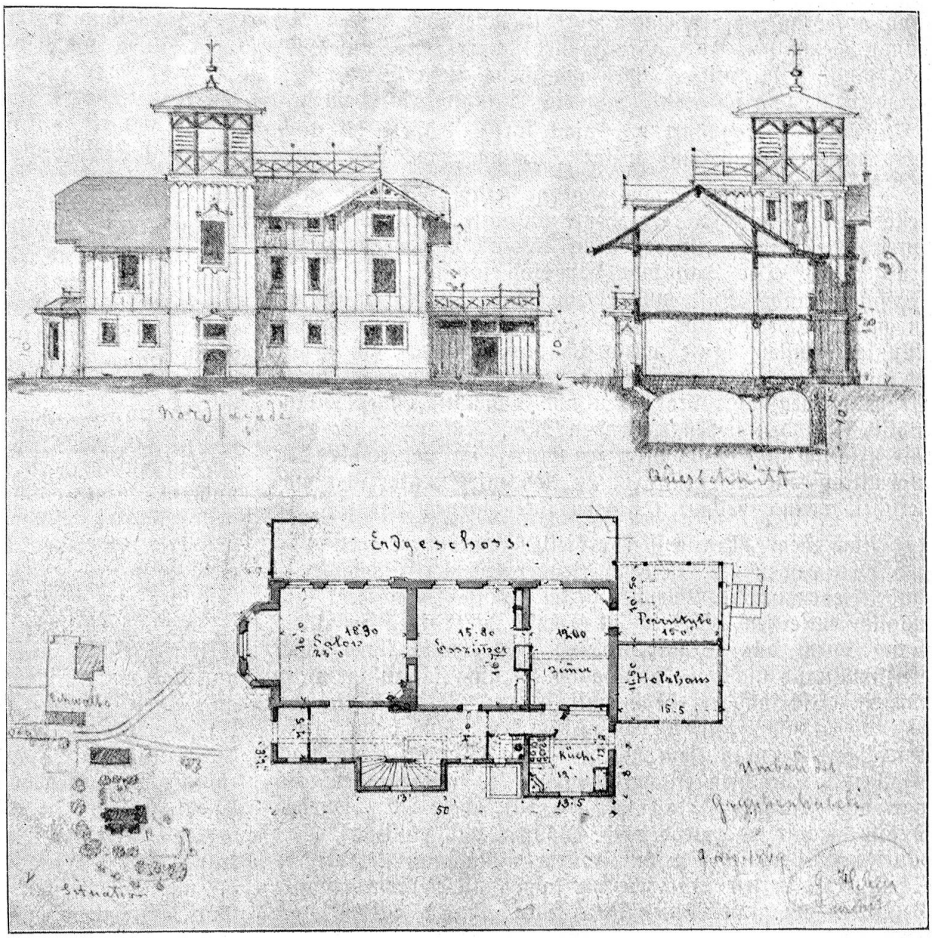
Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

letzten ländlichen Idylle auf dem Hügelkamm bedauern. Es bleibt uns indessen nur die Möglichkeit, mit einem wehmütigen „Nekrolog" von ihr Abschied zu nehmen. — Wir verdanken die nachfolgenden historischen Notizen der freundlichen Bemühung von Herrn Staatsarchivar Prof. Dr. H. Türler. Ein glücklicher Zufall spielte uns sodann das Verbal in die Hände, mit dem der neue Besitzer des Jahres 1869, Architekt G. Hebler, beim städtischen Werkhof die Bewilligung zum Umbau des Wohnhauses auf dem Gryphenhübeli nachsuchte; wir reproduzieren hier mit gütiger Erlaubnis der Baudirektion, die das interessante Dokument aufbewahrt, den in Bleistift skizzierten Aufriß und Grundriß, wie ihn der Architekt als Bauvorlage der Baubehörde vorlegte; heute ist man auf dem Bauamt schon anspruchsvoller.

Doch lassen wir nun dem Historiker das Wort:

Die Gryphenhübelibesitzung war nach der Mitte des 18. Jahrhunderts Eigentum des Apothekers Daniel Wyttenbach zu Rebleuten. Sein Sohn veräußerte im Jahre 1785 „das Hübeli ob dem Kirchenfeld" an den Pfister Franz Samuel Gryph, der einer der letzten Vertreter dieses alten, seit 1544 verburgerten Geschlechtes war. Der neue Besitzer vergrößerte das Gut, das 3¾ Jucharten Matt- und Ackerland und dazu noch die meist mit Gesträuch bewachsene Halde bis an die Aare umfaßte, noch im nämlichen Jahre um den östlich anstoßenden Teil des Liebegg-Gutes, der durch die neue Muristraße abgeschnitten worden war und einen Halt von 6 Jucharten an Matten, Ackerland und Waldung aufwies. Fünf Jahre später verkaufte Gryph seine Backstube in der Schifflaube an der Matte und zog sich auf seine ländliche Besitzung zurück, deren hohe Lage ihm erlaubte, auf seine Mitbürger und direkt auf seinen vormaligen Wirkungskreis herabzuschauen. Er verbesserte das Gut, indem er 1792 die Bewilligung erwirkte, ein Wasserrad in die Aare zu setzen, um damit ein Pumpwerk zu betreiben, welches das für die Bewirtschaftung so nötige Wasser in das „Wyttenbachische Hübeli" schaffen mußte. 1798 ist das Gut offiziell als „Eggut" bezeichnet. Im Jahre 1802 starb Gryph, und nach dem Tode seiner Witwe Johanna geb. Zaugg wurde der Weinhändler Samuel Abraham Stämpfli als Testamentserbe Eigentümer des Hübelis. Nach dem Tode dieses letztern (1825) schlugen die Gläubiger die Hand über seine Verlassenschaft, und als sich bei einer Steigerung kein Käufer für „das Kirchenfeldhübeli" fand, wurde es dem Weinhändler Jean Pierre Cornaz von Pfauen für seine Forderung zugesprochen. Der Neffe Daniel Cornaz verkaufte 1831 die Besitzung, die im Volksmunde längst „Gryphenhübeli" hieß, und nun 11 Jucharten Acker- und Mattland und 6 Jucharten Wald und Rain hielt, an den Burger Rudolf Wildbolz-Wagner. 10 Jahre nachher erwarb sie Hauptmann Gabriel Schärer-Engel von Nidau, Schaffner auf der St. Petersinsel, und 1869 ging sie von der Witwe Schärer durch Kauf an den vortrefflichen Architekten Gottlieb Hebler über, der die Stadt Bern zu seiner Universalerbin einsetzte. 1875 veräußerte die Stadt die ganze Besitzung um den Preis von Fr. 90,000 an den Ingenieur Gottlieb Koller aus Winterthur. Nachdem das Gut in den letzten 20 Jahren seinen ländlichen Charakter ganz eingebüßt hatte, ist es im Begriffe, durch das Verschwinden des alten Wohngebäudes auch die letzte Erinnerung an den ehemaligen Zustand zu verlieren.



Reproduktion in natürlicher Größe der Planzeichnung, die Architekt G. Hebler am 20. Dezember 1869 dem Baubewilligungsgesuch beilegte. Sie steht auf zwei Pauspapierstücklein, die auf ein Quartböglein aufgeklebt sind. Darunter als Text: „Verbal. Der unterzeichnete Eigentümer des Gryphenhübeligutes ist Vorhabens, das Wohnhaus daselbst zu erweitern nach beiliegendem Plan und abgestecktem Profil. Am Platz der jetzigen hölzernen Laube mit Abtritt und kleinen Holztreppe soll ein breiterer Gang mit steinerner bis in Keller gehender Treppe errichtet werden — auf der Westseite mit einem Küchenanbau, südwestwärts mit einem niedrigen Anbau für Perristyle und Holzhaus mit Asphaltterrasse darüber. Das Stiegenhaus wird in Rieg auf den vollständig in Kalkstein gemauerten Erdgeschoß turmförmig bis über eine Dachterasse geführt und endigt dort mit einem Belvédère. Allfällige Oppositionen gegen dieses Bauvorhaben können bis Dienstag, den 18. Januar 1870 auf dem Stadtwerkhof eingerichtet werden.

Bern, den 20. Dezember 1869. Der Eigentümer G. Hebler, Architekt."

Eine Fastnachterinnerung.

Von P. Meyer. (Schluß.)

Es war ein dummer und böser Zufall, daß gerade in diesem Moment ein Trupp später Konzertbesucher durch eben diese Gasse kam und, da sie uns erkannten, stehen blieben und zu plaudern begannen. Ich hätte jeden einzelnen der jungen Burschen prügeln können, so wütend war ich. Maria sagte bald gute Nacht und verschwand im Hause, nicht ohne mir noch einen lieben Blick zuzuwerfen. Dieser Blick tröstete mich. Ein Glücksgefühl ohne gleichen erfüllte mich. Morgen dann, morgen, dachte ich immer.

Aber ach, am Morgen war leider mein Bruder ernstlich erkrankt; ich mußte ihn in der Werkstatt vertreten, und die Arbeit drängte so, daß ich nicht einmal eine Mittagspause machen konnte. Als ich endlich spät abends Feierabend machen konnte, ging ich wohl eilends ins Städtchen hinab

und am Hause der Liebsten vorbei. Aber der Laden war längst geschlossen und alle Fenster lagen im Dunkel. — So ging es mir viele Tage lang, denn mein Bruder war recht krank, und ich mußte Ida mit Rat und Tat beistehen.

„Mein Glück läuft mir nicht fort", tröstete ich mich, aber meine Unruhe und meine Sehnsucht wuchsen.

So kam der Fastnachtsonntag heran. Es war mein fester Wunsch und Vorsatz, heute auf alle Fälle Maria zu sprechen. Meinem Bruder ging es glücklicherweise bedeutend besser. Der Tag war hell und sonnig, es lag wie Frühling in der Luft, und ebenso sonnig und licht sah es in meinem Herzen aus. Heute würde sich ja mein heißer Wunsch erfüllen, heute würde ich das Mädchen, ohne das ich nicht leben zu können glaubte, zum erstenmal in meine Arme nehmen, ich würde scheu und andächtig, aber unsäglich selig den lieben, zuckenden Mund küssen... Es war mir feierlich und andächtig zu Mute; ich verbrachte den Vormittag mit Lesen; allein es ließ mich heute alles ungerührt, meine Gedanken gingen ihre eigenen Wege.

Nach dem Mittagessen erhielten wir unerwartet Besuch. Es kamen die beiden Brüder meiner Schwägerin, junge, lebenslustige Burschen. Ich konnte mich jetzt unmöglich entfernen. Später luden mich die beiden zu einem Gang durch das Städtchen ein. Ich konnte ihnen auch diesen Wunsch nicht gut abschlagen; so ging ich ruhig, wenn auch innerlich widerstrebend, mit ihnen. Hätte ich geahnt, daß dieser Gang durch das Städtchen schon beim ersten Wirtshaus beendigt sein würde, hätte ich mich sicher noch besonnen. Nun hieß es, mitgegangen — mitgefangen. Es war viel fröhliches Volk in der Wirtschaft. Es wurden Späße erzählt, es wurde bald gesungen und musiziert. Daß dabei der Wein nicht gespart wurde, kann man sich denken. Schon früh in der Dämmerung kamen allerlei vermummte Gestalten; phantastisch gekleidete Bänkelsänger gaben unter Lachen und Scherzen ihre Weisen zum Besten. Es wurden mehr oder weniger gute Spottliedchen gesungen über Stadtereignisse des verflossenen Jahres. Auf den Gassen liefen Kinder herum und machten mit allen möglichen Lärminstrumenten ein ohrenbetäubendes Geklapper. Eine Blechmusik zog die Straße entlang, schmetterte ihre Weisen, und der Tambour schlug wie rasend auf das Kalbfell. Es war ein wahrer Hexensabbath. Meine Begleiter halfen wacker mit und sangen mit den andern um die Wette. Bald war es zwar kein Singen mehr — es war ein Gebrüll ohnegleichen. Ich saß verdrüssig in einer Ecke, ärgerte mich unglaublich und konnte mich doch nicht los machen. Denn so oft ich etwas vom Fortgehen sagte, gröhlten meine Begleiter auf, lachten über mich und titulierten mich „langweiliger Patron", „Spielverderber" und dergleichen, so daß ich mich wider Willen zur Lustigkeit zwang. Immer wieder mußte natürlich angestoßen werden; immer neue Weinflaschen maschierten auf, denn: es ist ja nur einmal Fastnacht im Jahr! Ohne es eigentlich zu wissen, trank ich mehr als mir gut war. Meine bis dahin niedergedrückte Stimmung hob sich, ich half wacker mitsingen, lachte aus vollem Halse zu den Späßen der verkleideten Gesellen und trank allen immer wieder zu.

Es kamen zwei als „liederliches Ehepaar" verkleidete Burschen. Sie traktierten sich mit den gemeinsten Schimpfworten, schlugen — sie mit einem alten Besen, er mit einem Kleiderklopfer — aufeinander los. Er riß ihr die Perücke vom Kopf und sie band sich keifend ein rotes Schnupftuch um die von Wein und Aufregung gerötete Stirn. Dann zogen sie andere Saiten auf. Sie wurden nun plötzlich zärtlich, nannten sich zur Abwechslung einmal „Liebchen", „Schatz" und dergleichen, umarmten und küßten sich auf eine possierliche Weise. Als sie sich gar unter zärtlichen Bewegungen auf ein dastehendes Ruhebett niederließen und sich immer stürmischer liebkosten, wurde das Gelächter ringsum zu einem wahren Gebrüll.

Ich stand plötzlich auf den Beinen, riß meinen Hut vom Haken und lief hinaus. Ich weiß nicht, was ich dachte, der Kopf war mir wie benommen, vor den Augen schwamm ein trüber Nebel. So schritt ich ohne Zaudern die Straße hinab und riß bei Frau Berner ohne weiteres die Ladentüre auf. „Maria", dachte ich nur immer, „Maria".

Da stand sie, etwas im Hintergrund des großen, hellerleuchteten Raumes. Fragend und verwirrt sah sie mich an und trat unwillkürlich etwas näher. Ich stand plötzlich bei ihr, und ohne ein Wort, in plötzlicher stummer, heißer Leidenschaft, riß ich das Mädchen in meine Arme. Ich hatte keinen klaren Gedanken. In wilder Gier preßte ich die wie leblos in meinen Armen Liegende an mich und unter heißen Küssen stammelte ich immer wieder: „Sei mein, Maria, Maria, du". Ich sah plötzlich ihre lieben blauen Augen voller Tränen, ihr blasser, wie im Schreck etwas geöffneter kleiner Mund bebte. Sie war totenblaß. Plötzlich ein Aufschrei, ein stammelndes, qualvolles „Sie, oh Sie!" und ich fühlte mich von ihrer Hand so energisch zurückgestoßen, daß ich taumelte. Dann hörte ich ein heißes Aufschluchzen, ein leises, klagendes: „o, er ist betrunken!" Dann war sie fort.

Sie war fort und ich war plötzlich nüchtern geworden. O, ich schändlicher, gemeiner Kerl, ich ehrloser, dummer, törichter Bube! Wie ein geprügelter Hund schlich ich davon und warf mich in meinem Zimmer qualvoll aufstöhnend auf einen Stuhl. Vorbei, alles vorbei, alles verpfuscht. Ihr Vertrauen, ihre Liebe verloren — durch eigene Schuld!

Die ganze Nacht blieb ich wach. Als ich endlich etwas ruhiger geworden war, kam auch wieder etwas Mut, ein leises Hoffen. Ich will ihr zeigen, wie leid mir mein Benehmen ist, ich will mich so benehmen, daß sie wieder Vertrauen fassen kann, ich will alles, alles tun, was sie wünscht — nur soll sie mir verzeihen, mir wieder gut sein. Herr Gott, laß mir diese Hoffnung, mache mich nicht so grenzenlos elend, so dachte und murmelte ich immer wieder, bis ich endlich fast hoffnungsfroh dem jungen Tage entgegensehen konnte.

Es war alles vorbei. Schon vormittags kam meine Schwägerin von einem Gang durchs Städtchen heim. Sie war bei Frau Berner gewesen und hatte alles, oder doch wenigstens die Hauptsache, vernommen. Ihre bitteren Vorwürfe konnten mich nicht ärger treffen als meine Selbstanklagen.

Es war alles vorbei. Maria hatte erklärt, sie könnte mich nie mehr ruhig ansehen, immer müßte sie an meine stieren, verglasten Augen, an meine in unbeherrschter Leidenschaft sie geradezu abstoßenden Gebärden denken. Wie ein wildes Tier sei ich gewesen, o!....

Ich habe sie nie wieder gesehen.

Und breitest du mir deine Arme....

Und breitest du mir deine Arme,
Dann muß ich fliegen hinein!
Verletzten mich Lanzen und Speere,
Mein Leben — es wäre dein!

Und süß wär's bei dir so zu sterben,
Umschlossen von deinem Arm!
Mein Herze so nahe dem deinen
Es blieb' ja noch lange warm!

Mein Mund, meine Wangen sie zeigten
Noch lang deiner Küsse Spur,
Wär's nicht, als blühten drauf Rosen,
Als läg ich im Traume nur? —

Und breitest du mir deine Arme,
Der Tod selbst wäre drin,
Ich müßt' an dein Herze fliegen,
Gäb' selig mein Leben dahin!

Martha Pfeiffer-Surber.